

Ong Bay oder das Totenmännchen

Autor(en): **Hofmann, E.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **79 (1970)**

Heft 8

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974998>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ong Bay oder das Totenmännchen

Dr. E. Hofmann

Schon öfters hatten wir einen mittelalterlichen Mann beobachtet, der immer dann im Spital erschien, wenn jemand gestorben war oder wenn man die getöteten Soldaten ins Spital gebracht hatte. Er war ärmlich, aber sauber gekleidet, trug sein sauberes, schön gewelltes Haar schulterlang und war selten ohne seine alte, zweisaitige vietnamesische Gitarre zu sehen. Er setzte sich mit seinem Instrument in irgendeine Ecke, möglichst nahe dem Totenkämmerchen und spielte stundenlang seine traurig-eintönigen Weisen. Wir taufte ihn bald «Totenmännchen». Unsere Erkundigungen beim vietnamesischen Spitalpersonal ergaben, dass der Mann früher unter den Franzosen gedient hatte, dass einer seiner Söhne von den Vietkong umgebracht worden sei und dass er sich jetzt, ohne Heim und Familie, mehr schlecht als recht durchbringe. Er schlafe in der Markthalle und bestreite seinen Lebensunterhalt mit Almosen, die er sich durch Aufspielen bei Totenfeiern, Hochzeiten und anderen Gelegenheiten verdiene. Für uns blieb Ong — das heisst Herr — Bay einfach das Totenmännchen, das dann und wann im Spital auftauchte und wieder verschwand. Er war stets guter Dinge, sauber gekleidet (wie er das bei seiner mehr als ärmlichen Lebensweise zustande brachte, war uns allen ein Rätsel) und dankbar für jedes freundliche Wort. Wenn wir ihn begrüßten und seine Gitarre bewunderten, verdankte er unsere Aufmerksamkeit jedesmal mit dem Aufspielen der Marseillaise, gewiss nicht ganz fehlerfrei, aber so gut es eben auf der zweisaitigen vietnamesischen Gitarre ging und so, dass die Melodie der Marseillaise unschwer zu erkennen war.

Eines Tages wurde uns Ong Bay als Patient überwiesen. Er hatte einen Sturz erlitten (die näheren Umstände seines Unfalles konnten wir nie genau in Erfahrung bringen), litt unter starken Rückenschmerzen, und die Röntgenaufnahme zeigte eindeutig eine Kompressionsfraktur eines Lendenwirbels. Wegen der grossen Hitze und der Gefahr der Ansiedelung von Ungeziefer, verzichteten wir auf das Anlegen eines Gipskorsetts, das für den Patienten nur eine Qual bedeutet hätte. Dagegen modellierten wir über seinen Rücken eine Gipsschale, in welcher er während einiger Monate ruhig hätte liegen sollen. Ong Bay befolgte diese Anordnung getreulich einige Wochen lang, worauf die Rückenschmerzen verschwanden. Eines Morgens fanden wir bei der Visite unseren Patienten im Bett sitzend vor. Die Gipsschale hatte er an die Mauer neben seinem Bett gestellt und lehnte sich bequem dagegen. Er lächelte fröhlich und spielte unentwegt auf seiner Gitarre, wahrscheinlich, um uns von seinem selbstherrlichen Vorgehen abzulenken; denn er war sich vermutlich darüber klar, dass das eigenmächtige Aufsitzen nicht ganz richtig sei. Vom medizinischen Stand-

punkt aus war es das auch nicht, doch wir hatten in der Zwischenzeit gelernt, dass es sinnlos war, allzusehr auf medizinisch-theoretischen Prinzipien herumzureiten. Wir konnten ja die genaue Durchführung unserer Anordnungen nicht immer überwachen, und das vietnamesische Spitalpersonal liess den Patienten, lächelnd und unbeschwert von medizinischen Kenntnissen, weitgehende Freiheit. So war es viel bequemer und auch realistischer, denn wenn man auch durch dauernde Kontrollen und Ermahnungen bestimmte ärztliche Anordnungen hätte erzwingen können, so hätten doch die meisten Patienten, wie jetzt Ong Bay, früher oder später einen Weg gefunden, um nach eigenem Gutdünken zu handeln. So hatten auch wir allmählich gelernt, auf eine allzu starre Durchführung unserer Anordnungen — ausser in wesentlichen Fällen — zu verzichten und den Patienten weitgehende Freiheit zu lassen. Wir gingen davon aus, dass bei zu grosser Uebertretung der ärztlichen Verordnung die wiederauftretenden oder sich verschlimmernden Schmerzen den Patienten ganz von selber zur Vernunft und zur genaueren Befolgung unserer Verordnungen veranlassen würden. Ich kann mich an keinen einzigen Fall erinnern, dessen Heilung sich wesentlich verzögert hätte, weil sich der Patient grössere Freiheiten gegönnt hatte, als wir ihm eigentlich zugestanden hatten. Ich glaube vielmehr, dass das Gefühl, eine gewisse Freiheit zu besitzen und nicht dauernd unter polizeilicher Ueberwachung zu stehen, vielen Vietnamesen den Spitalaufenthalt — den sie im allgemeinen nicht sehr schätzen — erleichterte. Der Vietnameser verlässt nur ungern sein Heim und seine Familie, und so erlebten wir es immer wieder, dass hoffnungslos Kranke (weit fortgeschrittener Krebs, Lungentuberkulose im Endstadium und anderes mehr) uns dringend baten, wieder zu ihren Familien zurückkehren zu dürfen, sobald wir die Angehörigen davon überzeugt hatten, dass medizinische Hilfe aussichtslos war. Die meisten Vietnamesen möchten in ihrer gewohnten Umgebung und bei ihren Angehörigen und Freunden sterben und dann auch auf dem eigenen Grundstück bestattet werden. So sieht man denn in Vietnam nur selten eigentliche Friedhöfe, dagegen fast bei jedem Gehöft, im hausnahen Feld, die typisch vietnamesischen Gräber, steinerne, gemauerte Sarkophage. Damit ist nach dem Glauben der meisten Vietnamesen Gewähr geboten, dass der Verstorbene in seiner gewohnten Umgebung und inmitten seiner Familie in irgendeiner Form weiterleben kann.

Doch zurück zu unserem Ong Bay: Seine Wirbelfraktur schien, obwohl er sich nicht streng an die ärztlichen Weisungen gehalten hatte, komplikationslos zu heilen, und wir hatten den Eindruck, dass es ihm im Spital ausnehmend gut

gefiel. Jedenfalls richtete er sich in seiner Ecke mehr und mehr häuslich ein und unterhielt zwischendurch die übrigen Patienten mit seinem Gitarrenspiel. Schliesslich wagte er es, aufzustehen. Ich erinnere mich an das groteske Bild: Ong Bay spazierte im Areal des Spitals umher, wobei er sich — wohl ein Zugeständnis an die früheren ärztlichen Verordnungen — seine Gipsschale mit Schnüren und alten Binden wie einen Rucksack auf den Rücken gebunden hatte. Die durchgeführte Röntgenkontrolle zeigte keine Verschiebung des frakturierten Wirbels, eher eine Konsolidierung. Daher konnten wir auch Ong Bay von seinem «Rucksack» befreien, dessen Nutzen ja sowieso mehr als fraglich gewesen war. Nach etwa drei Monaten erlaubten wir Ong Bay, das Spital zu verlassen. Er hatte jedoch in der Zwischenzeit ganz von sich aus angefangen, uns allerlei Dienste zu erweisen, und zwar übernahm er vor allem jene Arbeiten, die vom vietnamesischen Personal wenig geschätzt wurden: das Verbrennen verschmutzten Verbandmaterials, die Reinigung des Spitalareals und anderes. Durch seine spontane und unermüdliche Hilfsbereitschaft war er uns so fast unentbehrlich geworden. Onkel Bay hingegen verspürte wenig Lust, sein Vagabundendasein wiederaufzunehmen. Unter dem seitlichen Vordach des Männerpavillons schlug er sein Lager auf. Mit grossen Kartonschachteln, die wir ihm überliessen (Verpackungsmaterial von Medikamenten und Instrumenten), und einer Strohmatten errichtete er sich eine lustige und luftige Wohnung. Er war glücklich, nun eine Art Heim zu haben und verrichtete all die tausend Kleinigkeiten, die in einem Spitalbetrieb nötig sind, sowie jene Arbeiten, die bei unserem geringen Personalbestand oft vernachlässigt worden waren. Als Dank für seine Hilfe schenkten wir ihm, was wir zur Verfügung hatten: Seife, Waschmittel, Zigaretten und andere Dinge. Seine besondere Beschützerin und Gönnerin war unsere Operationsschwester, Schwester Erna. Sie erreichte schliesslich, was wir schon längst als angebracht erachtet hatten, nämlich, dass die vietnamesische Spitalverwaltung ihm ein monatliches «Gehalt» von 1000 Piastern (das sind etwa vierzig Schweizer Franken) gewährte. Damit hatte Ong Bay nun ein Zuhause und ein regelmässiges Einkommen. Er dankte uns die Verbesserung seiner wirtschaftlichen Lage durch unermüdliche Hilfsbereitschaft. Obwohl er kein Französisch sprach und wir — ausser ein paar armseligen Brocken — kein Vietnamesisch, waren wir immer wieder erstaunt, dass er unsere Bitten, die wir teils französisch, teils schweizerdeutsch, teils einfach durch Gesten äusserten, mit erstaunlicher Auffassungsgabe verstand oder erriet. Es kam öfters vor, dass Ong Bay für einige Stunden oder Tage spurlos verschwand. Aber ebenso unauffällig, wie er

sich verzogen hatte, kehrte er wieder zurück und war meist dann anzutreffen, wenn wir ihn am nötigsten brauchten. Das vietnamesische Spitalpersonal lächelte teils gutmütig über Ong Bay, teils war es froh, dass er die unangenehmsten Arbeiten abnahm, aber für voll genommen wurde er nicht. Das zeigte sich auch, als wir während der Weihnachtszeit 1969 das Spitalpersonal und einige Persönlichkeiten der Stadt zu einem kleinen Imbiss in unsere Wohnung einluden. Da wir wussten, wie sehr besonders die älteren Vietnamesen auf korrekte und formelle Einladungen bedacht waren, baten wir den vietnamesischen Spitalverwalter, eine Einladung zu schreiben und diese an alle Eingeladenen weiterzuleiten. Als wir ihm erklärten, dass selbstverständlich auch Ong Bay einzuladen sei, weigerte er sich, diesem eine schriftliche Einladung zuzustellen. Das hinderte uns natürlich nicht, Onkel Bay mündlich um so herzlicher einzuladen. Er erschien, angetan mit den besten Stücken seiner Garderobe: einer turbanähnlichen Kopfbedeckung und einem schwarzen, fast knöchellangen Ueberrock. Er sah aus wie ein chinesischer Mandarin und benahm sich entsprechend. Er genoss es sichtlich, einmal nicht der heimatlose arme Mann zu sein, sondern als Gleichgestellter mit dabei zu sein. Wir Schweizer freuten uns ganz besonders, dass wir den Vietnamesen zeigen konnten, dass für uns nicht Geld und Titel, sondern menschliche Qualitäten ausschlaggebend waren. Ong Bay dankte uns unsere Achtung und die Anerkennung seiner Arbeit durch treue Anhänglichkeit.

Als die Frage unseres Rückzuges aus Hatien aktuell und das Datum unserer Abreise festgesetzt wurde, bat uns Ong Bay wenige Tage vor unserer Abreise, sich verabschieden zu dürfen. Wenn keine Schweizer mehr da seien, wolle auch er nicht mehr in Hatien bleiben, sondern sich zu Verwandten nach Chau-Doc begeben. Ich bin überzeugt, dass für Ong Bay die Zeit, die er mit der Schweizer Equipe verbringen durfte, als unvergessliche Erinnerung weiterleben wird. Wir alle wünschen ihm einen frohen und einigermassen gesicherten Lebensabend bei seinen Verwandten in Chau-Doc.